



Das Bundesasylzentrum in Zürich ist ein Zweckbau zwischen Bürohochhäusern, Kunsthochschule und Fünfsternehotel.

BILDER SIMON TANNER, NZZ / MICHAEL BIHÖLZER, KEYSTONE

NILS PFÄNDLER, MICHAEL VON LEDEBUR

Das Schweizer Asylsystem ist am Anschlag. Das zeigt sich im Trendquartier Zürich-West. Hier steht auf dem Dutweiler-Areal das Bundesasylzentrum, kurz: BAZ. Es ist für 360 Bewohnerinnen und Bewohner vorgesehen. Heute leben hier 450 Flüchtlinge. Im Zweckbau zwischen Bürohäusern, Kunsthochschule und Fünfsternehotel herrscht Dichtestress. Und draussen im Quartier mehren sich die Konflikte.

Kinder berichten von Belästigungen auf dem Schulweg, Frauen meiden nachts die Gegend, auf der nahe gelegenen Stadionbrache kam es zu Vandalismus, ein Supermarkt musste wegen Diebstählen Sicherheitspersonal anstellen. Seit Dezember patrouillieren Sicherheitsleute rund um das BAZ. Eltern, Anwohnerinnen und Lokalpolitiker, aber auch Geflüchtete und Fachleute tun sich schwer mit der Situation. Und bald könnten noch mehr Flüchtlinge kommen.

129 Tage warten

Ein Mittwochabend Ende Januar. Zwei Dutzend Bewohner des BAZ haben sich im sogenannten Begegnungsraum eingefunden. Eigentlich wäre der Raum für den Austausch mit der Quartierbevölkerung gedacht. Anwohner sind aber keine hier. Es begeben sich nur Flüchtlinge. Für sie ist er einer der wenigen verbliebenen Orte, an denen sie verweilen können. Der Fitnessraum, ein Schulzimmer und mehrere Aufenthaltsräume wurden bereits zu Schlafzimmern umfunktioniert, weil es an Platz mangelt.

Eine fünfköpfige Familie aus Nordmazedonien hat Fertipizzas gebacken und verteilt sie grosszügig an alle Anwesenden. Im Kocher brodelt Wasser für die nächste Runde Pfefferminztee. Vier Jugendliche sitzen tief in ihren Sesseln und spielen Uno. Ein erster junger Mann malt ein Plakat mit der Aufschrift «Kurdistan» und hängt es an die Wand neben die Zeichnung eines zerbrochenen Herzens.

Ein K und ein M stehen darauf. In der Ecke des Raumes steht ein Klavier. An den Tasten sitzt, umringt von drei Jugendlichen, ein Mann mit einer Kappe der Schweizer Fussballnati. Er spielt einen iranischen Pop-Song, die Filmmusik von «Pirates of the Caribbean» und Mozarts Klaviersonate Nr. 11. Die Musik überläutet das Wortgewirr aus Paschtunisch, Romani, Kurdisch und Farsi.

Der Mann mit der Schweizerkappe stellt sich als Jason vor. Jason ist 35 Jahre alt, lebte sein Leben lang in Iran und arbeitete dort in der Telekombranche. Dann verhaftete ihn die Polizei – weil er Christ ist, wie er sagt. 18 Tage lang sass Jason im Gefängnis. Nach seiner Freilassung floh er zusammen mit seiner Frau und seiner zweijährigen Tochter per Flugzeug nach Italien, wo er Asyl beantragte. Die Lebensbedingungen in Italien seien schlecht gewesen, erzählt er in fließendem Englisch. Die Familie sei deshalb weiter in die Schweiz gezogen. Nun leben die drei zusammen mit vier Fremden in einem Zimmer im BAZ. Bis der Asylentscheid aus Italien eintrifft, sind sie zum Warten verdammt. Wie lange das dauert, kann ihnen niemand sagen.

140 Tage beträgt die maximal vorgesehene Aufenthaltsdauer im BAZ. Wie lange die Leute durchschnittlich bleiben, wird nicht erfasst. Für die gesamte Asylregion Zürich lag der Wert im Jahr 2022 bei 80 Tagen. Jason hat mitgezählt: Er wohnt schon seit 129 Tagen im «Camp», wie er es nennt. Das Klavier im Begegnungsraum sei das Einzige, was ihn glücklich mache. «Eigentlich», sagt Jason, «eigentlich bin ich seit 129 Tagen nur in diesem Raum.»

Das BAZ als Wahlkampfthema

Keine dreihundert Meter Luftlinie vom Bundesasylzentrum entfernt treffen wir Stefan Urech. Der SVP-Gemeinderat lebt seit seiner Jugend im Industriequartier. Seine Partei hat das BAZ schon bekämpft, bevor es überhaupt stand. Im Abstimmungskampf 2017 warnte sie

In der Asylunterkunft herrscht Dichtestress

Das Bundesasylzentrum liegt mitten im Trendviertel Zürich-West – für die Bewohner im Quartier ist das keine einfache Mischung

auf Plakaten mit einer düsteren Gestalt im Kapuzenpullover vor «mehr Belästigung, mehr Diebstählen und mehr Gewalt». Nun sieht sich Urech bestätigt. Am Donnerstag hat die SVP die Forderung erhoben, das Zentrum mit Videokameras zu überwachen. Sie will das BAZ zum Teil einer Wahlkampagne machen, die unter anderem mit dem berühmten Messerstecher-Sujet aus den 1990er Jahren spielt.

Wir treffen Stefan Urech in einem hippen Café, das auf einem Platz zwischen Firmensitzen international tätiger Unternehmen liegt. Der 35-Jährige bestellt eine Schale, der Barista blickt etwas verwirrt. «Is a Cappuccino okay, too?», fragt er auf Englisch zurück. Für Urech ist das BAZ in Zürich-West ein Fehler. In seinen Augen hätte man das Asylzentrum ausserhalb Stadt bauen müssen. «Das Quartier sucht noch nach seiner Identität.» Der Wandel vom Industriequartier zum Wohnviertel sei in vollem Gang, die Bevölkerung könne diese Belastung nicht tragen.

Tatsächlich hat sich in den letzten Jahren wohl kaum ein Zürcher Quartier stärker verändert als der Kreis 5. Neubauten wachsen aus dem Boden, junge Bäume wachsen in den Parks. Was viele nicht erwartet hatten: Heute leben hier nicht nur Expats, sondern auch viele Familien. Die Schülerzahlen im Schulhaus Pfingstweid sind seit seiner Eröffnung im Jahr 2019 von 183 auf über 250 nach oben geschneit.

Um seine Argumente zu untermauern, nimmt uns Urech mit auf einen Spaziergang. Wir gehen vorbei am neuen Sitz der Kriminalabteilung der Stadtpolizei, am neuen Werkhof des EWZ und bleiben vor dem 2020 gebauten BAZ stehen. «Die Stadt hat alles im Kreis 5 untergebracht», sagt Urech. Die Lebensqualität der Bewohner werde dadurch aber nicht besser. Am meisten ärgert sich Urech über die «Schönfärberei» der Linken. Im Abstimmungskampf über das BAZ sei von einer «Bereicherung fürs Quartier», von einem «lebendigen kulturellen Austausch» die

Rede gewesen. Davon sei nichts zu spüren. Und statt der angekündigten Familien wohnten heute hauptsächlich junge Männer im Asylzentrum. Das führe zu mehr Belästigungen, Diebstählen und Gewalt – genau so, wie es die SVP vorausgesagt habe.

Die Probleme hätten sich mit der Zunahme der Asylyzahlen verschärft. Gemäss Asylstatistik verzeichnete der Kanton Zürich im vergangenen Jahr über 15 000 Zugänge – gleich viele Personen, wie im Jahr davor in der ganzen Schweiz ein Asylgesuch gestellt hatten. Es sind 13 000 Personen mit Schutzstatus S aus der Ukraine und über 2000 Personen aus dem Asylbereich. Die Bewohnerinnen und Bewohner im BAZ stammen vorwiegend aus Afghanistan und der Türkei. Urech sagt: «Ich sage nicht, dass alle so sind. Aber es gibt hier gewisse Jungs mit einer kriminellen Energie.» Eine Diskussion darüber sei jedoch unmöglich. Allein der Hinweis, dass ein solches Zentrum zu Konflikten führen könne, reiche im Zürcher Stadtparlament aus, dass man in eine rechts-extreme Ecke gerückt werde.

Gegen Ende des Spaziergangs stehen wir auf der Fussgängerbrücke, die das BAZ mit der gegenüberliegenden Schule Pfingstweid verbindet. Von hier aus sieht man den Flüchtlingen durch die Fenster direkt aufs Bett. Die Zimmer sind klein, vier blaue Kajütenbetten mit acht Schlafplätzen stehen dicht an dicht. Junge Männer liegen darauf und starren in ihr Handy. «Ich würde nicht mit ihnen tauschen wollen», sagt Urech. «Aber ich liebe mein Quartier. Ich muss schauen, dass es den Leuten hier gut geht.»

Sorge um junge Flüchtlinge

Einer der jungen Männer hinter den Fensterscheiben ist Ali. Der 25-Jährige wohnt nach seiner Flucht aus Afghanistan seit einer Woche im Asylzentrum. Er habe zwei Verwandte in der Schweiz. Wo genau, kann er nicht sagen. Irgendwo in der Nähe von Zürich und Basel. In seiner Heimat habe er als Koch gearbeitet, sagt Ali. Er wolle auch in der Schweiz einen Job finden, eine Familie gründen, ein Leben aufbauen. Als Träume sind gross. Die Hürden auf dem Weg dahin auch. Ali spricht kein Wort Deutsch und kein Wort Englisch.

Manche Bewohner des Asylzentrums sind noch deutlich jünger als Ali. Es sind alleine geflüchtete Minderjährige, sogenannte MNA, die als besonders Schutzbedürftig gelten. Die momentane Situation trifft sie besonders hart. Denn für MNA gäbe es eigentlich eigene Unterkünfte. Wegen Platzmangels werden derzeit aber viele von ihnen im BAZ untergebracht – sie machen 114 der 450 Bewohnerinnen und Bewohner aus. Zudem hat der Bund inoffiziell eine neue Unterkategorie von MNA geschaffen: Jugendliche im Alter zwischen 16 und 18 Jahren, welche als nicht besonders vulnerabel erscheinen. Kritiker nennen dieses Vorgehen einen Trick.

Sandra Rumpel ist Psychotherapeutin und Co-Leiterin des Vereins Family-Help, der sich für MNA einsetzt. Rumpel sagt, es sei unter Fachleuten unbestritten, dass diesen in der Kollektivunterkunft BAZ eine Retraumatisierung drohe. «Diese Leute kommen nach langer Flucht an und setzen ihre Hoffnung auf das Zielland. Wird diese Hoffnung unmittelbar enttäuscht, kann das einen Menschen knicken.» Zwar sei auch in den spezifischen Heimen für MNA nicht alles zum Besten bestellt, aber im BAZ herrsche ein besonders hohes Stresslevel. Mit der Überbelegung werde dies noch schlimmer. Von der neu eingeführten «Kategorie» von MNA hält Rumpel nichts. Der Eindruck, dass ein Jugendlicher «stabil» sei, könne täuschen. Sie wirkten sehr reif und sahen zum Teil deutlich älter aus, als sie seien. «In unseren Therapieräumen spielen sie mit Teddybären, ohne sich zu schämen. Manch einer fragt, ob er den Bären behalten könne, damit er einen Freund in der Nacht habe.»

Das SEM bestätigt auf Anfrage der NZZ, dass im vergangenen Herbst ein Notfallkonzept zur Betreuung der MNA eingeführt worden sei, weil auch deren Zahl enorm angestiegen sei. Man habe die MNA in zwei Gruppen aufgeteilt, um den jüngeren und vulnerablen weiterhin eine enge Betreuung bieten zu können. Die Betreuung der älteren habe man mangels ausreichender Personal-

Gegen die Pläne für eine weitere Flüchtlingsunterkunft regt sich bereits Widerstand. Eltern wollen juristisch dagegen vorgehen.

Stadionbrache Hardturm, plant sie eine Flüchtlingsunterkunft für bis zu 320 Personen. Das gab der Stadtrat im November bekannt. Sobald die Baubewilligung vorliegt, wird die Unterkunft innerhalb von sechs Monaten gebaut werden können. Kostenpunkt: 17 Millionen Franken.

Gegen die Pläne regt sich Widerstand. Eltern wollen juristisch gegen die angekündigte Flüchtlingsunterkunft vorgehen. Sie haben einen Verein gegründet, das «Komitee für Sicherheit und Lebensqualität im Hardturm-Quartier». Einer der Vereinsgründer ist Fabrice Braun. Seine Tochter besucht die Schule Pfingstweid. Er sagt: «Das Quartier ist durch das BAZ bereits stark belastet. Eine weitere Unterkunft verschärft die angespannte Situation.» Manche Vereinsmitglieder waren schon in den Kampf gegen das BAZ involviert, haben Beschwerden und Rekurse eingereicht. Ohne Erfolg. Nun drohe sich die Geschichte zu wiederholen, sagt Braun: Die Befürchtungen verhalten ungehört, stattdessen werde man mit Allgemeinplätzen und Floskeln abgespeist. «Ein weiteres Mal vermissen wir eine durchdachte, weitsichtige Strategie der Stadtregieung.»

Ein «Durchlaufrührer»

Ein steiler Erdwall trennt das Baugespann für die geplante Containersiedlung vom begrünten Teil der Stadionbrache. Dort stapft Lorenz de Vallier an einem Januarabend mit schnellen Schritten durch die Dunkelheit. De Vallier ist Mitglied des Vereins Stadionbrache, der es sich zum Ziel gemacht hat, bis zum Bau des neuen Fussballstadions auf dem Hardturm einen «Begegnungsort» zu schaffen. «Die Brache steht für alle Besucher offen, die sich an die Nutzungsregeln halten», heisst es auf der Homepage.

Seit kurzem sind die Nebeneingänge der Brache aber versperrt, am Hauptzugang hängt eine schwere Metallkette. Von 19 bis 8 Uhr bleibt die Brache geschlossen. Der Grund ist die «unsachgemässe Nutzung» durch die Flüchtlinge aus dem BAZ, wie es de Vallier nennt. Sie hätten Abfall hinterlassen, Sachen beschädigt, Holz verbrannt und dafür nicht das geforderte Geld ins Holzkäseli gelegt. «Die Schliessung finden wir auch nicht toll. Aber wir haben nicht genügend Ressourcen, um jeden Tag 24 Stunden auf alles aufzupassen.»

Für den Missstand verantwortlich macht der Branchenrat nicht die Flüchtlinge, sondern die Strukturen des BAZ. «Es gibt keine Durchmischung, keine Anknüpfungspunkte», sagt er. «Das Asylzentrum ist ein Durchlaufrührer.» Dabei würde er sich eine engere Zusammenarbeit mit dem Zentrum und seinen Bewohnern wünschen. De Vallier fürchtet, dass sich die Situation mit dem geplanten Flüchtlingsdorf auf der Brache noch verschlimmert. Und dass dort ebenfalls keine Zusammenarbeit zustande kommt. Vom Plan der Stadt habe der Verein nur durch Zufall erfahren – als de Vallier sah, wie jemand den Platz für das Baugespann ausmass.

Ausser de Vallier sind an diesem kalten Januarabend kaum andere Leute auf der Brache. In der Mitte des Areals lodert ein Feuer. Vier Jugendliche sitzen im Kreis drumherum. Sie tragen Trainingshosen, Turnschuhe und Kapuzenpuller. Aus dem portablen Lautsprecher klingt R&B-Musik. Der Gesprächigste der Gruppe ist Ahmad. Er sagt freundlich hallo und bietet sogleich einen Sitzplatz am Feuer an. Seine Freunde fragt er: «Kiffen wir eins?» Und während Ahmad den Haschlumpen in seiner Handfläche zerkleinert, erzählt er seine Geschichte. Zwölf Tage lang sei er in einem viel zu kleinen Boot mit viel zu vielen Menschen auf dem Mittelmeer getrieben. Als er Europa endlich erreicht hatte, begann die Odyssee erst richtig. Er habe in Belgien, Luxemburg, Deutschland und Frankreich gelebt. Am Ende sei er in der Schweiz gelandet, sagt er. Hier, gleich nebenan, im BAZ. So habe er die Brache kennengelernt.

Innerlinke Kritik

Das die Bevölkerung die vorhandenen Missstände mitbekämen, sei aber nicht nur schlecht. Es sei gerade die Idee gewesen, das Zentrum in der Stadt Zürich an einem Ort zu erstellen, wo Menschen leben und hinschauen. Maggis Kritik ist auch eine innerlinke. Sie geht an die Adresse von Stadtrat Raphael Golta (SP). Der Sozialvorsteher befindet sich stets in einer Zwickmühle, weil er das BAZ einst nach Zürich geholt hatte mit dem Versprechen, hier sei eine «andere» Asylpolitik möglich. Aber letztlich hat der Bund das Sagen.

Golta hat Ende 2022 einen Protestbrief ans SEM geschrieben, in welchem er die engen Platzverhältnisse kritisiert. Diese bestätigt das Sozialdepartement gegenüber der NZZ. Man sei mit dem Bund «im Gespräch», so Goltas Departement. Die Situation dürfe sich weiter verschärfen. Die Flüchtlingszahlen bleibten hoch. Und die Stadt Zürich hat vorgesorgt. Keine zehn Gehminuten vom BAZ entfernt, auf dem Teerplatz der

Hacker attackieren die Hochschule – warum?

Experten analysieren die Attacke auf die Universität Zürich

FABIAN VOGT

Die Verantwortlichen der Universität Zürich sind besorgt. «Kein Kommentar», heisst es am Freitag zur Cyberattacke, die die Hochschule in diesen Tagen stark fordert. Man befände sich mitten in der Abwehr der Angriffe und könne aus taktischen Gründen nicht mehr sagen als in einer Mitteilung vom Vortag. Laut dieser versuchen Hacker momentan, in die Systeme der Universität einzudringen. Zu welchem Zweck und wer dahintersteckt, ist derzeit nicht klar. Ein Studenten-Jux dürfte es aber kaum sein. Dafür scheint der Angriff zu gut organisiert.

«Es sieht relativ ernst aus», sagte Kurt Bodenmüller, Medienbeauftragter der UZH, am Donnerstag. Die Angriffe würden auf verschiedene Arten stattfinden. Es gebe Distributed-Denial-of-Service-Angriffe (DDoS) – eine geballte Vielzahl an Attacken, die das System zum Kollaps führen sollen. Aber auch gezielte Angriffe auf einzelne Accounts finden statt. Mitarbeiter und Studenten wurden aufgefordert, sämtliche Passwörter zu den Uni-Systemen zu ändern. Auch wer hinter der Attacke steckt und aus welchem Grund, ist noch unklar. Die Zürcher Kantonspolizei ermittelt, will sich aber nicht weiter zum Vorfalle äussern.

Mehr Möglichkeiten

Dass die Universität Zürich Opfer eines Cyberangriffs geworden ist, liegt im Trend: Vergangenes Jahr war der Bildungs- und Forschungssektor weltweit die am häufigsten angegriffene Branche. Das geht aus einer Studie des Sicherheitsanbieters Check Point hervor, der Softwarelösungen zum Schutz von Unternehmen anbietet. Durchschnittlich 2314 Angriffe pro Organisation und Woche wurden laut ihren Daten verzeichnet, ein Anstieg um 43 Prozent gegenüber dem Vorjahr. In der Schweiz waren andere Branchen letztes Jahr noch stärker im Fokus, etwa die Fertigungsindustrie oder die Finanzbranche, aber das könnte sich bald ändern.

«Vor zwei Jahren gab es einen massiven Anstieg von Cyberangriffen auf den Bildungssektor», sagt Alvaro Amato, bei Check Point zuständig für die Schweiz. Auslöser sei die Corona-Pandemie gewesen. «Auf einmal durften die Studenten nicht mehr in die Klassenräume. Vierorts wechselte man ins Internet.» Dabei sei aber teilweise vielleicht der Sicherheitsaspekt vernachlässigt worden. «Wenn Studenten miteinander über Slack, Skype und andere Tools kommunizieren, haben Hacker auf einmal viel mehr Möglichkeiten, um das Unternehmen anzugreifen.»

Unterschiedliches Vorgehen

Solche Angriffe simuliert Urs Rufer, CEO von Terraactive, regelmässig. Das Aargauer Unternehmen prüft einer-

seits die Systeme seiner Kunden auf Schwachstellen und wehrt andererseits echte Angriffe ab. Einen bestimmten Modus Operandi gebe es dabei nicht, zu unterschiedlich seien die Vorgehensweisen der Hacker. «Einige haben es auf Geld abgesehen. Die versuchen dann beispielsweise, mit Ransomware-Angriffen Systeme lahmzulegen. Etwa, indem sie gewisse Daten verschlüsseln und erst wieder freigeben, nachdem ein Lösegeld bezahlt worden ist.»

Für den Notfall üben

Anderen Hackern würde es darum gehen, vertrauliche Informationen – zum Beispiel Pläne für ein neues Produkt – zu stehlen, um diese einer konkurrierenden Firma zu verkaufen. Oder, was auch in einer Uni der Fall sein könnte, Datenbanken mit Adressen und anderen Informationen über die Mitarbeiter zu kopieren, um deren Identitäten dann im Darknet zu verkaufen, wo falsche Pässe oder Identitätskarten ausgestellt werden. Glücklicherweise sei es oftmals so, dass die Verteidiger die Angreifer in die Schranken weisen könnten, sagt Rufer. Aber auch dies werde zunehmend schwieriger, da die Hacker immer ausgefeilter und koordinierter attackieren würden.

Rufer empfiehlt Organisationen einen Drei-Punkte-Plan, um sich zu schützen: «Die Infrastruktur gilt es aktuell zu halten, das heisst, immer alle Updates zu installieren und es Angreifern durch 2-Faktor-Authentifizierung und andere Massnahmen so schwer wie möglich zu machen, in die Systeme zu gelangen.» Als Zweites müssten die Mitarbeiter stetig geschult werden, sagt Rufer: «Auch wenn heute die meisten wissen, nicht auf jede Mail zu klicken, gibt es im Bereich Social Engineering ständig neue Angriffsmethoden.» Als Drittes empfiehlt der Experte jeder Organisation, den Notfall zu üben. «Wer bereits durchgespielt hat, Opfer einer Ransomware-Attacke geworden zu sein, wird im Ernstfall wesentlich effizienter reagieren können.» Mit dem Ernstfall muss sich auch die ETH Zürich immer öfter befassen. «Wir mussten in den vergangenen zirka fünf Jahren leider einen kontinuierlichen Anstieg von Attacken unterschiedlicher Art feststellen», sagt Sprecherin Marion Phishing. So würde man täglich «unzählige Phishing-Mails» verzeichnen, von denen «wir die allermeisten mit unseren Filtersystemen abfangen».

Es bestehe ein regelmässiger Austausch mit der Universität Zürich und anderen Schweizer Hochschulen zum Thema IT-Sicherheit, sagt Schihin. Im gegenwärtigen Fall sei die ETH Zürich von der UZH informiert worden, so dass die ETH umgehend ihre eigenen Systeme gezielt habe prüfen können. Bis jetzt gebe es keinerlei Hinweise darauf, dass auch die ETH betroffen sei.

ANZEIGE

Lokalmarkt – Support Your Local Business

apothekeschaffhauserplatz

RABATT AUF KASSENPFLLICHIGE GENERIKA

Bsp:
Pantoprazol 40 mg 100 Tabl 54.85 Fr
Unser Preis (15% Rabatt) 46.60 Fr

Zürich • 044 361 61 61
www.apothekeschaffhauserplatz.ch

Mediation

Mediation ist das wirksame Instrument zu Konfliktlösungen ohne Gericht. Ich verfüge über umfangreiche mediative Erfahrungen um Menschen zu helfen, für Business, Privat/Familie, sowie für die Bau- und Immobilienwirtschaft.

Bei mir sind Sie richtig:
☎ +41 (0)44 251 08 41
kreuzplatz-mediation.ch